

Herbert Haslinger

»Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet ...« (Mt 18,3)

(Von der katechetisierenden Verdinglichung zur pastoralen Subjektförderung)

Kindern wird kein eigenes Subjektsein in Kirche und Theologie zugesprochen, und ihre lebensgeschichtliche Situation steht kaum im Zentrum pastoraler Aufmerksamkeit. Vielmehr firmieren sie als Objekte katechetischer Anstrengungen, denen Gott und religiöses Wissen gebracht werden müssen.

● Für die Theologie ist die Kindheit ein Objekt pädagogischer Überlegungen. Sie ordnet das Thema »Kinder« der Religionspädagogik bzw. Katechetik zu. Das führt dazu, dass die Theologie die Lebenswirklichkeit von Kindern ausschließlich aus der Perspektive der Träger pädagogischen Handelns, also der Erwachsenen wahrnimmt, und dass die nicht pädagogisch ambitionierten Disziplinen der Theologie die Kindheit erst gar nicht als eine für sie relevante Wirklichkeit erkennen. Diese Vernachlässigung der Reflexion der Kindheit als theologisches Thema führt auch dazu, dass sich in manchen Bereichen der Religionspädagogik bzw. Katechetik selbst ein höchst bedenkliches Muster der Wahrnehmung von Kindern einnisten kann. Verwirklicht sehe ich dieses Muster exemplarisch im Konzept der »Familienkatechese«, das zur Zeit für die Vorbereitung zur Erstkommunion mit Vehemenz in der kirchlichen Öffentlichkeit propagiert wird.¹ Kon-

zeptioneller Kern ist die Absicht, die Familie (wieder) als vorrangigen Ort und die Eltern als primäre Träger der katechetischen Glaubenskommunikation mit Kindern in die Pflicht zu nehmen. Daraus abgeleitet wird als methodisches Prinzip die Beanspruchung der Eltern und Kinder zu einem umfangreichen Komplex an Mitarbeits- und Anbindungsformen: religiöse Gespräche in den Familien, Gespräche in regelmäßigen Elterngruppen, die separate Gruppe der Elterngesprächsgruppenleiterinnen, regelmäßige Treffen der Kindergruppen, die gesonderte Gruppe der Kindergruppenbegleiter und die Beteiligung von Eltern am katechetischen Leitungsteam. Die ursprüngliche Bestimmung der Erstkommunionkatechese als lebensgeschichtliche Begleitung von Kindern wird überlagert von der Intention, die Kasualie »Erstkommunion« als günstige Gelegenheit zu nutzen, auch wieder an die Erwachsenen »heranzukommen«.

Diese »Familienkatechese« ist in verschiedener Hinsicht einer grundlegenden Kritik zu unterziehen. Zum einen ist die Konzeption unterlegt mit einem traditionell-idealistischen Familienbild, das für das Familienleben heute allzu selbstverständlich das harmonische Gefüge aus Zwei-Eltern-Paar, dessen gemeinsamen Kindern, homogenen weltanschaulichen Bindungsbereit-

schaften, positiv-emotionaler Beheimatung der Kinder in der Familie sowie einer Begrenzung der alltagsweltlichen Lebensvollzüge der Kinder auf den sozialen und örtlichen Nahraum der Familie als fiktive Normalität unterstellt. Implizit vorausgesetzt sind zum anderen – in Form des hohen Zeitaufwands und der umfangreichen Beteiligung an Gruppengesprächen – das Vorhandensein großer Zeitressourcen (die letztlich immer auch materielle Privilegierung bedeuten) und die Fähigkeit bzw. Bereitschaft, sich mit und vor anderen Personen in (selbst-)reflexive Gespräche über Glaubensinhalte hineinzubegeben. Es handelt sich also – wieder einmal – um ein Angebot für die privilegierte Schicht der materiell gut situierten, intellektuell versierten und religiös ambitionierten Vorzeige-Familien. Die »normale« Arbeiterfamilie, die am Abend keine Zeit oder Lust für religiöse Gruppengespräche hat, bleibt pastoralkonzeptionell erneut auf der Verliererseite.

Bedenklich ist aber vor allem das Muster in der Wahrnehmung von und im Umgang mit Kindern: Kinder firmieren als diejenigen, die »nicht um Gott betrogen« werden dürften, die also noch keine Beziehung zu Gott hätten, und die darauf angewiesen seien, dass ihnen »Gott in die

»Kinder auf subtile Weise instrumentalisiert«

Familie« gebracht wird. Auch zeigt das dabei angelegte Erfolgskriterium Gottesdienstbesuch, dass die Beziehung zu Kindern einer – zumindest latenten – Verzweckung untersteht: Das Bemühen um sie und letztlich sie selber werden danach beurteilt, ob sie vorgegebene Anforderungen der Beteiligung an kirchlichen Praxisformen erfüllen. Und schließlich werden hier Kinder auf subtile Weise instrumentalisiert: Ihre lebensgeschichtliche Situation ist nicht, wie es das

theologische Verständnis von Sakramenten bzw. von Katechese eigentlich gebietet, Anlass dazu, die darin virulenten Lebenswirklichkeiten wahrzunehmen, Glaubensinhalte im Horizont dieser Lebenswirklichkeiten zu deuten und auf diese Weise den Kindern die Erfahrung zu vermitteln, dass ihr Leben in dieser Situation ein von Gott getragenes Leben ist; sie dient vielmehr als günstige Gelegenheit dafür, ein von den Kindern unabhängig definiertes Interesse zu verfolgen, nämlich die erhöhte Bindung der Eltern an christliche Inhalte und Vollzüge.

Katechetsierende Verdinglichung

- Das Muster, das in dieser Wahrnehmung von und in diesem Umgang mit Kindern zutage tritt, ist nichts anderes als das, was Karl Marx und – in Anschluss an ihn – Georg Lukács »Verdinglichung« genannt haben.² Verdinglichung ist die Überführung von Subjekten in eine dingliche Betrachtung oder Behandlung, so dass die davon betroffenen Menschen nicht mehr Zweck, sondern nur noch dingliches Mittel eines entfremdenden Handelns anderer sind.³ Im beschriebenen Konzept wird Kindern zum einen implizit der Subjektstatus abgesprochen, insofern die jeder menschlichen Leistung vorgängige Zuwendung Gottes, das Beim-Menschen-Sein-Gottes, bei ihnen als noch nicht oder zumindest noch nicht vollgültig gegeben betrachtet wird; folglich nimmt man sie als Objekte einer Behandlung, nämlich des Gott-zu-den-Menschen-Bringens, wahr. Zum anderen werden Kinder zum Mittel eines Handelns anderer, die damit den Kindern fremde Zwecke anzielen, nämlich die Einpassung der Eltern in kirchliche Verhaltenserwartungen. Diese Verdinglichung bezeichne ich zudem als katechetsierend in dem Sinn, dass dabei

die Wahrnehmung von Kindern eingeengt wird auf ihre Rolle als Empfänger katechetischer Unterweisung.

Dabei repräsentiert die Familienkatechese freilich nur als Beispiel eine Gesamttendenz in den aktuellen katechetischen Anstrengungen. Im Sog der kirchlichen Larmoyanz, die sich im Beklagen einer »Glaubenskrise«, »Gotteskrise«, »Wertekrise«, »Sakramentenkrise« usw. ergeht, verstärkt durch einen faktischen Rückgang des religiösen Wissensrepertoires, kann die Vorstellung von Katechese bzw. religiöser Erziehung als deduktive Vermittlung eines Depositums an Lehrinhalten wieder vermehrt Platz greifen. Katechese müsse, nachdem sich die methodischen Experimente einer erfahrungsorientierten, emanzipatorischen, diakonischen, lebensweltorientierten, korrelativen oder sonst wie personenzentrierten Katechese als ineffektiv erwiesen hätten – wobei es schon bezeichnend ist, dass diese Ansätze eben nur als »methodische Experimente« und nicht als theologische Prinzipien identifiziert werden –, wieder »zur Sache« kommen und die normativ definierten Inhalte des christlichen Glaubens bei Kindern als »Gedächtnisstoff« verankern.⁴ Das, was nach dieser Maxime in einer Katechese zur Bearbeitung kommt, ist nur ein geringer Teil dessen, was die Lebenswirklichkeit von Kindern ausmacht.

Das meine ich also mit katechetisierendem Blick: Kinder sind in der Kirche praktisch ausschließlich als Adressaten katechetischer Anstrengungen angesprochen und präsent. Sie werden nicht als Personen wahrgenommen, die eine ihnen eigentümliche Weise des Lebens praktizieren, die ihre Lebenswirklichkeiten auf eigene Art verarbeiten, die Beziehungen zu anderen Menschen erleben und gestalten. Kinder werden nicht als Personen ernst genommen, die mit ihrem Suchen und Finden einer Lebensorientierung Lehrmeister christlichen Glaubensvollzugs

sein können und in ihrem Gelingen und Scheitern der alltäglichen Lebensführung pastorale Zuwendung und Begleitung bräuchten. Kinder werden nicht als Personen wertgeschätzt, die in ihrer Form des Vollzugs menschlicher Existenz einen Schatz an Lebenswissen und -erfahrung

»nicht als Personen ernst genommen«

generieren, den von den Kindern vermittelt zu bekommen Theologie und kirchliche Praxis dringend nötig hätten. Ich stelle damit nicht die Katechese als solche in Frage. Ich stelle im Wissen darum, dass mit den christlichen Glaubensinhalten eine wichtige Ressource lebensorientierenden Wissens verloren zu gehen droht, auch nicht in Frage, dass die Katechese eine Aufgabe darin findet, Glaubensinhalte als ein von den Kindern anzueignendes Wissen zu vermitteln – aber eben als ermächtigendes Wissen, welches eigenes Wissen der Kinder werden soll, und nicht als Herrschaftswissen, das Kinder fremdem Wissen anpasst. Was ich kritisiere, ist der beschriebene katechetisierende Blick auf die Kinder, der ihre »wirkliche Wirklichkeit« ausblendet und der gerade dadurch verfehlt, was nach theologischem Verständnis die Bestimmung der Katechese ist, nämlich als »Praxis der Freiheit«⁵ »dem Menschen zu helfen, dass sein Leben gelingt«⁶.

Auch sehe ich durchaus, dass es nicht wenige Orte kirchlicher Praxis gibt, in denen die Lebenswirklichkeit der Kinder relevant wird: Kindergärten, Kinderheime, Frühförderung, Freizeitmaßnahmen usw. Aber diese Formen sind aufgrund des Ortes, der ihnen in der Kirche zugewiesen wird, und aufgrund der Erwartungen, denen sie unterstellt werden, in sich Beleg für den katechetisierenden Blick auf Kinder: Sie gelten als das Handeln der Kirche »an den Rändern«, »nach außen«. Das wird sichtbar an der

Diskussion um die Kindergärten in kirchlicher Trägerschaft. Ihr Wert und Erfolg wird wieder unverblümt an ihren katechetischen Funktionen gemessen. Überall dort, wo der katechetisierende Impetus nicht mehr so eindeutig zum Zug kommt, wenn etwa der Anteil nichtchristlicher Kinder zunimmt, wird auf peinlich schnelle Weise die Frage aufgeworfen, ob ein Kindergarten überhaupt zu den Kernaufgaben einer kirchlichen Gemeinde gehöre. So wird die katechetisierende Verdinglichung von Kindern tendenziell zu einer Signatur der gesamten kirchlichen Praxis.

»Zukünftige Erwachsene«?

● Den Buchdeckel eines entwicklungspsychologischen Standardwerkes⁷ schmückt eine Lebenstreppe, die zum Erwachsenenalter hin aufsteigt und zum Lebensende hin wieder abfällt. Dieses Bild ist problematisch: So wie es die Lebenssituation alter Menschen nur als Abwärtsbewegung zeichnet, suggeriert es für das Kind-Sein eine einseitig-idealistische Aufwärtsentwicklung. Kinder treten nur insofern in Erscheinung, als sie sich dem Erwachsenenstatus annähern. Gerade darin ist das Bild symptomatisch für ein in politischen, sozialen, wirtschaftlichen und eben auch pädagogischen bzw. pastoralen Handlungszusammenhängen virulentes Wahrnehmungsschema. »Kindsein wird in der Differenz zum Erwachsensein und ausgerichtet auf das Erwachsenwerden betrachtet. Kulturell dominant ist ein erwachsenenzentrierter Blick auf das Kind-Sein.«⁸ Kinder firmieren als »zukünftige Erwachsene«; ihre wissenschaftliche Thematisierung beschränkt sich, parallel zur theologieinternen Reduzierung auf die Religionspädagogik, auf die Entwicklungspsychologie. Das zementiert die Vorstellung, dass sie als Kin-

der Defizitwesen, noch nicht fertige Erwachsene, nicht vollwertige Mitglieder des sozialen Lebens seien.

Derart der normativen Definitionsmacht der Erwachsenen untergeordnet, oszilliert das Verhältnis der Gesellschaft zu Kindern zwischen manifesten oder latenten Formen der Kinderfeindlichkeit und einer idealistischen Kinderfixierung. Diese zunächst so widersprüchlich anmutenden Tendenzen können durchaus in einem gegenseitigen Bedingungsverhältnis stehen: In einer auf die Erwachseneninteressen fixierten Gesellschaft beanspruchen Erwachsene die Definitonshoheit darüber, was für das Leben von Menschen »gut« ist. Folglich versuchen Erwachsene, ihre Kinderfreundlichkeit dadurch unter Beweis zu stellen, dass sie für ihre Kinder das von ihnen als »gut« Definierte durchsetzen. Dabei realisieren sie zu wenig, wie ihr Insistieren auf dem »Guten« in Rücksichtslosigkeit gegenüber den Bedürfnissen der Kinder umkippt. Das von Erwachsenen ventilierte Bild von Kindern entpuppt sich oft genug als Projektion ihrer eigenen Sehnsüchte und Wünsche. Und die in allen Me-tiers geläufige Einforderung des Subjektseins der Kinder erweist sich oftmals lediglich als projizierte Vorstellung Erwachsener über die Annäherung der Kinder an den Lebensmodus, den sie aus ihrer Erwachsenenperspektive als erstrebenswert definieren. So mutet es geradezu zynisch an, wenn so genannte »liberale« Kräfte die Vorverlagerung von Qualifikationsschritten in immer frühere Kinderjahre fordern – z.B. das Erlernen der englischen Sprache im Kindergarten oder Computerkurse in der Grundschule – und sich aufgrund dieser Bildungsinitiativen der Kinderfreundlichkeit und Kinderförderlichkeit rühmen, dabei aber im Grunde nur die Zurüstung von Kindern als gut funktionierende Mitglieder einer durchökonomisierten Gesellschaft betreiben.

Der andere Blick auf Kinder

● Die Förderung der Kinder als Subjekte ihres Lebens setzt auf Seiten der Erwachsenen eine kritische Veränderung ihrer verdinglichenden Vorstellungen über Kinder voraus. Auf der Grundlage einer solchen veränderten Wahrnehmung von Kindern kann deren notwendige und durchaus von Erwachsenen auch anzuleitende Bewältigung von Entwicklungsschritten auf wirklich subjektförderliche Weise geschehen. Es gibt im christlichen Glauben die ideellen Ressourcen für einen solchen anderen Blick auf Kinder.

Dieser andere Blick wird angezeigt in der berühmten Kinderszene des Matthäus-Evangeliums: »In jener Stunde kamen die Jünger zu Jesus und fragten: Wer ist im Himmelreich der Größte? Da rief er ein Kind herbei, stellte es in ihre Mitte und sagte: Amen, das sage ich euch: Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer so klein sein kann wie dieses Kind, der ist im Himmelreich der Größte. Und wer ein solches Kind um meinwillen aufnimmt, der nimmt mich auf.« (Mt 18,1-5)

Was kann diese Szene bedeuten, wenn sie anderes und mehr sein soll als lediglich ein Motiv für süßliche Jesus-Bilder? Was kann sie bedeuten, wenn man sich bei der Interpretation dieses Textes davor hüten muss, unsere heutigen Kinder-Ideale – unschuldig, anhänglich, liebevoll, unselbständig, brav, schutzbedürftig, vertrauensvoll, klein, glücklich und glücklich machend – auf das geforderte »werden wie die Kinder« zurückzuprojizieren?

Mit der Frage »Wer ist der Größte im Himmelreich?« verhandeln die Jünger die »Reich Gottes«-Thematik in der sachlichen Distanz eines theologischen Disputs. Daraufhin stellt Jesus ein Kind in ihre Mitte. Es heißt nicht einfach: in

die Mitte, sondern in ihre Mitte. Der Blick der Jünger erfährt eine Veränderung; er wird auf das Kind zentriert. Dem korrespondiert ein entscheidender Sinnrichtungswechsel, den Jesus vornimmt, indem er die unpersönlich-allgemeine Frage der Jünger, wer der Größte im Himmelreich sei, mit der persönlich in Anspruch nehmenden Anrede der Jünger beantwortet: »Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet ...«. Die Konfrontation mit dem Kind bedeutet für die Jünger eine Änderung der Qualität ihres Diskursinhaltes. Es geht nicht um die sachlich-objektive Klärung einer theologischen Frage; es geht um ihre persönliche Stellung in ihrem eigenen Leben hier und jetzt. Eine vorschnelle theologisierende Auflösung der Umkehrforderung Jesu in das generelle Gebot der Glaubensbekehrung und Sündlosigkeit ist nicht statthaft. In Jesu Mund findet sich nämlich nicht der für die Glaubensbekehrung feststehende Begriff »metanoéo«, sondern das Wort »strépho«, das für »wenden« steht.

Die Richtungsanzeige des geforderten Wandels findet sich im anschließenden Satz, der die zunächst paradox klingende Forderung »werden wie die Kinder« näher erläutert als ein »so klein sein können wie dieses Kind«. Dabei ist wohl

»Niedrigkeit zum Vorbild«

diese Übersetzung selbst ein Beispiel für die Rückprojizierung idealisierender Kinderbilder. Im griechischen Text steht dafür das Wort »tapeinóo«; es bedeutet »niedrig machen«, »sich erniedrigen«. Gemeint ist die Lebenslage der Niedrigkeit, von der unbedeutende, machtlose, sozial schwache Menschen betroffen sind. Dass der Begriff mit dieser Bedeutung auch im Magnifikat (Lk 1,46-52) und im Christushymnus (Phil 2,6-8) auftaucht, weist ihn als theologisch programmatisches Motiv aus. Dies vor Augen erkennt

man die Sprengkraft, die im jesuanischen »Werden wie die Kinder« steckt. Keineswegs ist damit bloß eine »innere«, tugendhafte Haltung der Sanftheit oder Bescheidenheit angezielt. Gefordert ist ein die eigene Existenz berührender Wandel des Lebenskonzepts, ein Standortwechsel im sozial-kulturellen Beziehungsgefüge. Das Kind steht für das, was nach den geltenden Maßstäben als niedrig, unbedeutend, machtlos, schwach angesehen wird. Die Aufforderung, wie die Kinder zu werden, ist eine Aufforderung zum eigenen Niedrigwerden, zu einem Veränderungsprozess, in dem man die geläufigen Bewertungsmaßstäbe der Welt umstürzt, die Ordnung der Etablierten und Herrschenden verlässt. Wenn Kinder in ihrer Niedrigkeit zum Vorbild werden, dann steht eine Ordnung an, in der das Unbedeutende Bedeutung zugesprochen bekommt, das Verachtete Achtung erfährt, die Größe der Kleinen zur Geltung kommt.

Beim »Werden wie die Kinder« geht es also mitnichten um eine infantile Regression, sondern um ein Umdenken, in dem Kinder als Maßstab einer Veränderung Erwachsener und eines veränderten Zusammenlebens zwischen Kindern und Erwachsenen ernst genommen werden. Wo immer Erwachsene unter Berufung auf den christlichen Glauben Kindern begegnen, da besteht die erste Frage nicht darin, was Kinder von Erwachsenen lernen und wie sie »gute Erwachsene« werden können, sondern darin, zu welchen Veränderungen Erwachsene durch Kinder herausgefordert sind. Im pastoralen Handeln mit Kindern geht es darum, dass Kinder als Kinder leben können und dass sie gut leben können; es geht darum, dass ihr Leben auf eine ihnen gemäße Weise gelingt. Im pastoralen Handeln begegnet mir das Kind – mit Emmanuel Lévinas gesprochen – als der Andere, in dessen Angesicht die Spur des Unendlichen aufscheint und vor dem ich zu einer unendlichen, d.h. ursprüng-

lichen und unhintergehbaren Verantwortung beansprucht bin. Damit ist das Kind meiner Verfügungsmacht und meinem Interesse entzogen. Zeugnis vom Unendlichen, Verherrlichung Gottes geschieht in jener Diakonie, in der für den

»Verantwortlichsein für das Anders-Sein der Kinder«

Anderen Verantwortung übernommen wird. Zeugnis von Gott und die Vermittlung einer Erfahrung Gottes kann somit auch bei jedweder Form der Kinderpastoral nur in einer Praxis geschehen, in der das Verantwortlichsein für das Anders-Sein der Kinder, für ihr je eigenes Kindsein-Können eingelöst wird.

Die Verantwortung für das Anders-Sein der Kinder impliziert keinesfalls Indifferenz. Es geht darum, dass Kinder wirklich leben können. Das beinhaltet die Verpflichtung der Erwachsenen, gegen all jene Bedingungen anzugehen, welche die Lebensmöglichkeiten von Kindern unterdrücken. Aber wir müssen uns davor hüten, dieses angestrebte Leben-Können der Kinder vorschnell mit jenen Vorstellungen zu identifizieren, die wir aus der Erwachsenenperspektive als gutes und richtiges Leben assoziieren. An der Wahrnehmung und Ernstnahme der Kinder als Persönlichkeiten mit eigener Existenzweise erweist sich die Förderung des Subjektseins von Kindern, nicht daran, wie schnell Erwachsene Kindern beibringen, was sie als lernenswert definieren.

Richtungsanzeigen für eine Pastoral der Kinder

- Auch für das pastorale Handeln mit Kindern ist das unhintergebar, was in erzieherischen Handlungszusammenhängen »pädagogische Paradoxie«⁹ genannt wird. Gemeint ist damit das

Grundproblem des Erziehungshandelns, »dass in einer Situation empirischer Ungleichheit (der zu Erziehende ist an Wissen, Können, Status, Macht etc. unterlegen) der Pädagoge auf die Herstellung völliger Gegenseitigkeit und von Mündigkeit zielen soll«¹⁰. Das Ziel, Kindern zu einem gleichberechtigten, eigenständigen Subjektsein zu verhelfen, können erwachsene Seelsorger nur unter den Bedingungen der Ungleichheit zwischen ihnen und den Kindern anstreben. Sie kön-

»pastorale Paradoxie«

nen das pädagogische Gefälle zwar immer wieder relativieren, aber nicht gänzlich eliminieren, weil es eben das Konstitutivum ihrer Rolle ist, dass sie gegenüber Kindern einen Vorsprung an Wissen, Erfahrung, Kapazitäten und Macht haben. Die Herausforderung besteht darin, dass die Unterschiedenheit zwischen Seelsorgerin und Kind als entwicklungsanregende Spannung zugunsten des Kindes zur Geltung gebracht wird. Seelsorgern kommt es zu, den Kindern einen geschützten Raum für die ihnen gemäßen Lebensvollzüge zur Verfügung zu stellen, ihnen aber auch ein zur Selbstkonstituierung reizender Widerpart zu sein.

Ein weiteres Postulat findet die Kinderpastoral im »Recht des Kindes auf eine erfüllte Gegenwart«. Es ist die kritische Überlegung anzustellen, ob nicht die problematische Wahrnehmung von Kindern als »zukünftige Erwachsene« auch von einer einseitigen Fixierung pädagogischer Konzeptionen auf den Aspekt der Entwicklung mit verursacht worden ist. Speziell die verschiedenen Stufentheorien (Erik H. Erikson, James W. Fowler, u.a.) sind nicht selten umgemünzt worden in die Ausrichtung pädagogischen Handelns an der Vorstellung, dass sich Kinder möglichst schnell in die jeweils nächste Stufe hinaufentwickeln sollten.

Die Frage nach einer förderlichen Beziehung zu Kindern ist jedoch nicht nur anhand der Kategorie der zukünftigen Entwicklung zu beantworten. Kinder haben ein Recht auf das bewusste Erleben und Durchleben ihrer je eigenen

»Recht des Kindes auf eine erfüllte Gegenwart«

Gegenwart, sowohl im Genießen schöner Augenblicke als auch im Erleiden hemmender Begrenztheiten. Der Glaube an das unbedingte gna-denhafte Angenommensein des Menschen provoziert die Frage: Darf ein Kind nicht auch einmal Regenerations- oder Rückschrittsphasen in seiner Entwicklung aufweisen? Verbirgt sich nicht hinter der unrealistischen Vorstellung, die Lebensentwicklung verlaufe immer nur streng linear aufwärts, ein unmenschlicher Druck? In diesem Sinn obliegt es der Kinderpastoral, das ständig beschleunigte Einströmen von Reizen und Informationen nicht durch eine Maximierung und »Eventisierung« des eigenen Angebots zu verdoppeln, sondern dazu beizutragen, dass Kinder eine heilsame Entschleunigung ihres Alltagslebens erfahren.

Eine letzte Richtungsanzeige: Erzählen gehört zum Standardrepertoire religionspädagogischer Praxis. Das Problem besteht auch hier darin, dass das Erzählen tendenziell als eine geschlossene Form der Inhaltsvermittlung praktiziert wird. Vorausgesetzt wird, dass der transportierte »Sinn eines Textes etwas Bestimmtes und nicht auch allerhand anderes ist«¹¹. Die Inhalte sind definiert, so dass sich das Erzählungsgeschehen nur im begrenzten Rahmen der vorgegebenen Lehrintention bewegt.

Fritz Oser berichtet von einer Szene, in der deutlich wird, welch große Kluft zwischen der als objektiv-richtig bestimmten Bedeutung einer Erzählung und der von Kindern in eine Erzäh-

lung hineingelegten Bedeutung klaffen kann: Ein siebenjähriges Mädchen ignoriert die Deutung der Lehrerin, Jesus wollte den Zöllner Zachäus besuchen, um ihm das Reich Gottes zu verkünden; es vertritt dagegen mit Beharrlichkeit die Annahme, Jesus habe seinen Besuch im Haus des

»Erzählen als offenes Kunstwerk«

Zachäus angekündigt, weil er wissen wollte, welche Vorhänge Zachäus vor seinen Fenstern und welches Geschirr er in seiner Küche habe, und weil Jesus dessen Frau und Kinder kennen lernen wollte. Bevor es im Gespräch mit Oser diese seine Interpretationsversion vortrug, fragte das Mädchen bezeichnenderweise, ob es das sagen müsse, was die Lehrerin erzählt hat, oder ob es seine eigene Meinung äußern dürfe. Auf die Frage, warum sich Jesus für all dies im Haus des Zachäus interessiert habe, antwortete das Mädchen in theologisch durchaus stimmiger Sinnrichtung: »Weil er ihn lieb hat.«¹² In einem Aufsatz zur Bibeldidaktik dient diese Szenerie dazu, die Fremdheit zwischen Kindern und Bibel als bibeldidaktische Grundproblematik zu diagnostizieren und von da aus die Frage nach der gelingenden Vermittlung biblischer Inhalte zu stellen. Und obwohl der Verfasser dem Mädchen zugesteht, den Text in angemessener Weise verstanden zu haben, kann er dessen Deutung nur das Attest ausstellen: »Dem determinierten Inhalt des Textes widerspricht eine solche Interpretation dennoch.«¹³

Wenn wir dem Erzählen und Deuten von Kindern nicht anders begegnen könnten als mit dem Verdikt einer solchen Falschheitsbehauptung, dann wäre das ein religionspädagogisches und pastorales Armutszeugnis. Eine Kinderpastoral, die das Erzählen der Kinder erst auf eine vorgegebene Eindeutigkeit zurücklenken müsste, um ihm Geltung zusprechen zu können, be-

triebe ihre eigene Disqualifizierung. Sie verfehlt die Realität des Kindes wie auch die Qualität ihres eigenen Inhalts. Was das zitierte Mädchen in seiner Interpretation der Erzählung und in seinem Weitererzählen macht, ist ja alles andere als ein Beleg für desinteressierte Fremdheit, defizitäre Empfänglichkeit oder bewusste Ablehnung gegenüber dem biblischen Text. Die Erzählung geht im Mädchen um, und das Mädchen geht mit der Erzählung um. Das Mädchen erteilt implizit eine Lektion darüber, was die spezifische Qualität des Erzählens ausmacht.

Das Erzählen ist nicht einfach nur Information über einen Sachverhalt. Es schwingen Gefühle, Fragen oder auch rätselhafte Wahrnehmungen mit. Das Erzählen hält einen Sinnraum offen, der auf eine über das Thematisierte hinausgehende Wirklichkeit verweist, und bietet somit den Hörenden die Möglichkeit, diesen Raum mit eigenen Erfahrungen, Phantasien und Fragen zu füllen.

Das Erzählen vor Kindern wird im Hören und Weitererzählen durch Kinder zum »offenen Kunstwerk«¹⁴. Im Text des Erzählens kommt eine Mehrdeutigkeit zum Tragen, die den determinierten Sinn überschreitet und neuen Sinn erkennbar macht. Die Hörenden »modellieren« an der Erzählung gleichsam mit, sie führen die Erzählung in einem offenen Prozess weiter, indem sie dem Gesagten vor dem Hintergrund ihrer vielfältigen, heterogenen Lebenswirklichkeiten

»Sinnraum zwischen Erzählung und Kindern bewahren«

Bedeutungen zuschreiben. Wer Kindern erzählt, stellt die Erzählung in den größeren »Resonanzraum« ihrer vielen unterschiedlichen Deutungshorizonte. Darin entfaltet das Erzählen seinen »volleren Klang« und größeren Bedeutungsgehalt. Seelsorgerinnen und Religionslehrer be-

währen sich in ihrer Erzählkompetenz dadurch, dass sie den offenen Sinnraum zwischen der Erzählung und den Kindern bewahren. Sie sollen ihn nicht mit ihren eigenen, allzu »richtigen« Erklärungen zuschütten, und sie sollen die Kraft einer Erzählung nicht mit eindeutigen Deutungen abtöten. Das Erzählen wird den Kindern gerecht, wenn diese animiert werden, ihre eigene Welt zur Sprache zu bringen, wenn sie sich darin mit ihren eigenen großen und kleinen Geschichten zeigen können. Diese Erzählungen werden Er-

zählungen der Kinder sein, einer anderen Logik gehorchend, in einer anderen Sprache formuliert. Ihr Inhalt wird für Erwachsene oft genug überraschend, fremd oder auch falsch sein. Vielleicht aber wird in ihnen erlebbar, dass die »erste Naivität« weniger etwas ist, was die Erwachsenen den Kindern als Spielwiese zugestehen können, sondern vielmehr etwas, das sich die Erwachsenen als »ersten Ernstfall« der Theologie, als Theologie der Kinder (und nicht nur als Theologie über Kinder) zumuten lassen müssen.

¹ Vgl. Albert Biesinger/Herbert Bendel/David Biesinger, Gott mit neuen Augen sehen. Wege zur Erstkommunion, München 1999. – Mehr als auf die literarischen Dokumentierungen stützt sich meine Beurteilung des Konzepts auf die Beobachtungen, die ich in Gemeinden hinsichtlich der realen Praxisgestalt der »Familienkatechese« gemacht habe.
² Vgl. Georg Lukács, Die Verdinglichung und das Bewusstsein des Proletariats, in: ders., Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik, Darmstadt/Neuwied 1986, 94–228.
³ Vgl. Jens Blinne/Günter Seubold, Verdinglichung, in: Wulff D. Rehfus (Hg.), Handwörterbuch Philosophie,

Göttingen, 2003, 663.
⁴ Vgl. Josef Kardinal Ratzinger, Die Krise der Katechese und ihre Überwindung. Rede in Frankreich, Einsiedeln 1983; An Gott glauben oder an das Geld? Streitgespräch zwischen Hubertus Halfbas und Thomas Ruster, in: Publik-Forum Nr. 5/2001, 26–29, 28.
⁵ Vgl. Paulo Freire, Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit, Reinbek bei Hamburg 1973; ders., Erziehung als Praxis der Freiheit, Stuttgart 1974.
⁶ Das katechetische Wirken der Kirche, in: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Ergänzungsband: Arbeitspapiere der Sachkommissionen. Offizielle Gesamtausgabe II, Freiburg

i.Br. 1977, 37–97, 41.
⁷ Vgl. Rolf Oerter/Leo Montada, Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch, München/Weinheim 1987.
⁸ Karl Lenz, Kinder – eine Minderheit, in: DIAKONIA 29 (1998) 293–301, 297.
⁹ Vgl. Klaus Mollenhauer, Theorien zum Erziehungsprozess. Zur Einführung in erziehungswissenschaftliche Fragestellungen, München 1972, 70.
¹⁰ Hartmut Heidenreich, Handlungstheorie und Handlungsrisiko. Versuch einer pädagogischen Mikroanalyse zum pädagogischen Paradox, in: Hans-Ulrich v. Brachel/Norbert Mette (Hg.), Kommunikation und Solidarität. Beiträge zur Diskussion des handlungstheoretischen Ansatzes von Helmut Peukert in Theologie

und Sozialwissenschaften, Freiburg (Schweiz)/Münster 1985, 254–271, 257.
¹¹ Eric D. Hirsch, Objektive Interpretation, in: Fotis Jannidis u.a. (Hg.), Texte zur Theorie der Autorschaft, Ditzingen 2000, 157–180; zit.n. Thomas Meurer, Das Fremde unmittelbar oder das Unmittelbare fremd machen? Suchbewegungen in der Bibeldidaktik, in: Religionspädagogische Beiträge 49/2002, 3–16, 14.
¹² Vgl. Fritz Oser, Grundformen biblischen Lernens, in: Eugen Paul/Alex Stock (Hg.), Glauben ermöglichen. Zum gegenwärtigen Stand der Religionspädagogik, Mainz 1987, 213–246, 234.
¹³ Meurer, a.a.O., 14.
¹⁴ Vgl. Umberto Eco, Das offene Kunstwerk, Frankfurt a.M. ⁸1998.